

Sonntagszecke.

Leid und Sorge.

Es gibt viele, sehr viele Menschen, die in Leid und Sorgen unsre Feinde seien. Das ist jedoch gerade umgekehrt. Sie sind es, die den Menschen formen, bilden, veredeln und verinnerlichen, sein Gemüt vertiefen. Sie lenken uns ab vom wilden Strom der Welt, lehren uns in unser Inneres seien, und unseren Charakter bilden. Und unsere Lebenserfahrungen, woraus werden sie am meisten geschöpft? Aus Leid und Sorge. Wie oft schon hat das Leid manch hohmütiges Haupt geprägt, und es Demut und Bescheidenheit gelebt. „Ein sorgloses Leben führen.“ das ist das Ideal vieler Menschen. Nein, gerade durch Sorge und Leid wird erst unser Leben inhaltsreich und gleicht nicht einem einsinnigen Weg. Vergleichen wir diese Gesichtspunkte mit zwei Wunderungen. Der eine führt uns durch herrliche Gärten mit duftenden Rosen und grünen Laubern, immerfort bis zum Ziel. Anfangs mag ja der Weg sehr angenehm und wunderschön sein. Aber schließlich macht das ewige Einerlei die Fahrt langweilig. Der andere Weg führt durch fastig-

grüne Täler und sonnenbeglänzte Höhen. Wir hören tief unten im stillen Tal die Quellen murmen, die Wälder rauschen, sehen einsame Rehe grasen. Und oben auf den Bergen, Welch' herliche Fernsicht, die Brust weitet sich, und ein Gefühl der Fröhlichkeit beschleicht uns. Welch' eine Fülle von Abwechslung! Genau so ist es auch im Leben. Die Leiden führen uns in seine Tiefen. Und sind wir durch die Schule des Leidens hindurchgegangen, dann stehen wir als erfahrene geprüfte Menschen mit gereiftem Blick auf der Höhe des Lebens, reich an Erfahrungen. — Die zartesten und edelsten Seiten in uns bringt das Leid zum Klingen. Unsere Dichter schöpfen bekanntlich ihre schönsten und gefühlstiefsten Lieder an dem Born des Leids, und die Lieder sind um so inniger, je mehr sie im Leid geboren wurden.

„Du weißt, am besten flutet,
Gesang dem wunden Schwan.“

singt Emanuel Geibel. Und so sollen wir Leid und Sorge nicht als unsere Feinde, sondern als unsere Freunde und

nützlichen Lebensbegleiter ansehen. Die Schule der Leiden ist meist auch die Schule des Lebens. Es sagt uns derselbe Dichter das in so schöner Weise:

Kommst dir ein Schmerz, so halte still,
Und frage, was er von dir will.
Die ewige Liebe schickt dir keinen,
Bloß darum, daß du möchtest weinen.

Gebet.

Errage du's, las schneiden dir den Schmerz,
Scharf durch Gehirn, und wählen hart durchs Herz —
Das ist der Pfug, nach dem der Sämann geht,
Doch aus der Erde Wunden kann entstehen.

Korn, das der armen Seele Hunger füllt,
Mit Korn, o Vater, segne mein Gefild;
Reich deinem Pfug erbarmungslos den Pfad,
Doch wirf auch ein in seine Furchen Saat.

Ferdinand Avenarius.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Des Dichters freie Zeit! Wenn es mait und Blüten schwelt — und die Knospen lustig springen, — ruht des Dichters Freizeit — und er hat viel Stoff zum Singen, — sonnig ist sein Pfab erhellt — darf er doch im Himmel leben, weil ihm beim Beteiln der Welt — ward ein Unrecht drauf gegeben! — — Denn der Träumer kam zu spät, — leider war nichts mehr vorhanden, — damals schon hat der Poet — via à vis die rieß gestanden. — Bei der Teilung dieser Welt — hatte er es schrecklich getroffen, — doch so oft es ihm gefällt — steht ihm nun der Himmel offen! — Wie bereit ist im Altertum — geht es heut noch jedem Dichter, — er erwirkt sich Ehre und Ruhm, — doch sein Haushalt bleibt ein schlichter, — selten windt ihm Gold als Lohn, — er besitzt nur Ideale — lebt als echter Musensohn — von dem geistigen Kapitale! — Heute im Mai ist der Poet — ganz in seinem Elemente, — wenn die Welt in Blüte steht, — streben aufwärts die Talente, — schlägt der Mai die Welt in Baner, — märchenhaft sie zu verklären, — zieht es auch den Dichtermann — aufwärts in die höher'n Sphären! — — Denn der Monnemonat hat — abgelegt die frostige Kühle — und löst aus in Dorf und Stadt — reiner Freude Hochgefühle, — alle Mühsal, alle Not — hat auch der Poet vergessen — er verzehrt kein Butterbrot — und besingt das Sprageleben! — — Er, den einst der Musen Fuß — hat gemeint für alle Seiten — muß den lieben Pegasus — jetzt nach jedem Rhythmus reiten — Festgedichte ohne Zahl, — um viel Bärchen zu erbauen — reimt er für das Hochzeitsmahl — denn im Mai läßt man sich trauen! — — Was die Welt da draußen macht — seine Welt kann nicht berühren, — finnend sieht er Tag und Nacht — denn er muß den Poet stanzen — und es steigt sich sein Ruf, — wenn sein Vers-

lein gut geraten; — was zum Hochzeitfest er schuf — wird gereicht noch vor dem Braten! — — Jubelnd grüßt die Männerwelt — Damenschuppen flötens leise — was er für ein „Gott vergelt“ — schuf dem festlich frohen Kreise, — der ihn „in den Himmel hebt“ — daß er glücklich wie kein zweiter — nun in seinem Himmel lebt — und mit niemand tauscht!

Ernst Heiter.

Was will der Allgemeine Deutsche Sprachverein?

Im Anschluß an die treffliche, von deutschem Geiste getragene Abhandlung „Die Pflege der deutschen Sprache“ in Nr. 114 des „Sächsischen Erzählers“ gestatte ich mir, weitere Kreise auf Ziele und Tätigkeit des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ aufmerksam zu machen, der in mehr als 300 Zweigvereinen über 3000 Mitglieder zählt.

Was will der Deutsche Sprachverein?

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein will die deutsche Sprache pflegen; Liebe und Verständnis für die MutterSprache wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit und Schönheit beleben, insbesondere auch ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen fördern und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein kräftigen.

Der Sprachverein ist kein Gelehrtenverein. Vorwiegend soll seine Arbeit auf wissenschaftliche Sprachkenntnis gründen; aber das Ziel, das er sich gestellt hat, ist keineswegs, seine Mitglieder in die Tiefen sprachwissenschaftlicher Forschung hinabzuführen: er wendet sich an das ganze deutsche Volk, an einen jeden, der fähig ist, in der deutschen Sprache alles Fremde tilgen, sie geschickt machen. Wie der Staat, so gewährt auch die Sprache vielen Fremdlingen Gastrecht. Manche haben sich im Laufe der Zeit angepaßt, eingedeutscht, sind keine Fremden mehr, sondern Wittenberger.

Erdentund zusammenhält, mögen sie sonst durch Stamm, Staat oder Glauben geschieden sein. Der Sprachverein will schaffen und wirken, soweit die deutsche Zunge klingt. In allen politischen und kirchlichen Fragen ist er parteilos.

Die deutsche Sprache, dies kostliche Kleinod des deutschen Volkes, erfreut sich in Heimat und Fremde nicht der Achtung und nicht der Pflege, die ihr gebühren.

Trotz aller Siege des deutschen Geistes und des deutschen Schwertes wurzelt in unserem Volke das alte Erbäster der „Ausländer“, die Ehrfurcht vor dem, was „weil hier ist“, und viel leichter als andere gewinnt der Deutsche es über sich, die Sprache seiner Väter zu vergessen oder zu verleugnen.

Immer noch wuchert üppig das Fremdwortunwesen. Die Fremdwörter in ihrer Überfülle gefährden die Klarheit, die Deutschheit unserer Sprache. Die Franzosen spotten über unser „Halbfranzösisch“, über die geschmacklose Sprachmengerei in Deutschland, die die Einheitlichkeit des Sprachbildes stört. Aber schlimmer noch, die Fremdwörter helfen die Kluft vertiefen, die den Gelehrten oder doch fremdsprachlich Gebildeten von dem einfachen Manne trennt. Zu den schon vorhandenen Überzahl dieser Schädlinge kommen fortwährend neue hinzu, augenblicklich, so will die Mode, meist aus dem Englischen. Und doch ist unsere Sprache so triebkräftig, zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich. Gewiß, jede Kultursprache hat fremde Bestandteile; die Sprachen sind nicht durch chinesische Mauern voneinander zu scheiden. Aus unserer Sprache alles Fremde tilgen, siehe sie geschickt machen. Wie der Staat, so gewährt auch die Sprache vielen Fremdlingen Gastrecht. Manche haben sich im Laufe der Zeit angepaßt, eingedeutscht, sind keine Fremden mehr, sondern Wittenberger.

Dort stand, vom roten Schimmer der Glut beleuchtet, Marlene neben Hans Lauterbach. Beide schwiegen und blickten stumm in die Ferne. Auf beider Gesichter lag ein stiller Glanz, wie der Widerschein eines verborgenen Lichtes.

Klemens hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. All seine Aufmerksamkeit gehörte Arved, der jetzt mit ihrem Lächeln einen Revolver hob und dessen Lauf auf Hans richtete.

Im nächsten Augenblick schrie ein Schrei, dem rasch hintereinander zwei Schüsse folgten, die beiden in der Eremitage aus ihrer Verstecktheit. Klemens hatte sich auf Arved gestürzt und rang mit ihm. Dabei war der Revolver losgegangen, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten.

„Zu Hilfe — Hans — rasch!“ rief Klemens Stimme laut und dringend. „Ich kann ihn nicht mehr halten!“

Hans war schon an des Freundes Seite, und seinen eisernen Muskeln gelang es rasch, den sich stumm, aber mit rauender Erbitterung gegen Klemens wehrenden Arved zu überwältigen.

Er brauchte ihn nicht einmal mehr gewaltsam anzuhalten, denn Arveds Widerstand ließ plötzlich nach, und er lag bewußtlos auf dem Rasen.

Vom Herrenhaus her hörte man die Stimmen sich nähern der Menschen. Man hatte dort den brennenden Baum bemerkt und kam, um nachzusehen, ob das Feuer nicht weitergreifen könne.

Klemens und Hans standen neben dem Bewußtlosen und blickten verstört auf ihn nieder.

„Ich glaube, er ist wahnsinnig geworden“, murmelte Klemens endlich mit einem siedenden Blick nach der Eremitage, wo Marlene bleich und fassungslos über das Geschehene stand. „Er wollte . . .“ er blickte sich und schob den am Boden liegenden Revolver hastig in seine Tasche, denn Marlene kam jetzt ängstlich näher und blickte ihren Mann fragend an.

„Was ist geschehen, Klemens? Wer hat . . . geschossen?“ Er drängte sie nach dem Seitentorweg.

„Frage jetzt nicht, sondern, bitte, begib dich ins Haus zurück“, sagte er, ohne sie anzusehen.

Aber Marlenes Blick war bereits auf Arveds Körper gefallen, über den sich Hans eben losgeschüttelnd beugte.

„Arved!“ schrie sie entsetzt auf. „O Gott — er ist . . . er hat sich . . .“

„Nein. Verübung dich! Er ist nicht tot. Ihm ist nichts geschehen. Aber geh jetzt! — Ich will, ich verlange es!“

Königin Sphinx

Roman von Erich Ebenstein.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

24.

Klemens war heimgelommen. Bleich, verstört, mit mattem, schleppenden Schritten betrat er die Halle, wo Wilisch bei seinem Anblick förmlich zurückprallte.

Gern hätte der alte Diener gefragt, was seinem Herrn passiert sei, aber er wagte es nicht; denn Geerasier sah ihn so abweisend an, daß er kleinlaut beiseite trat.

An der Treppe wandte sich Klemens halb um.

„Ist Dr. Lauterbach hier?“ fragte er.

„Ja — haben der gnädige Herr ihn nicht getroffen? Er ist mit der gnädigen Frau dem Wagen entgegen gegangen, ehe das Gewitter losbrach.“

Wilisch sagte es mit leidlicher Sicherheit, ohne aber seinen Herrn anzusehen.

„Mir entgegen?“ Einen Augenblick sahen Klemens befreit. Dann sagte er gleichgültig: „Sie werden wohl unterwegs irgendwo untergetreten sein. Wenn sie zurückkommen, lasse ich Dr. Lauterbach zu mir bitten.“

Rasch stieg er die Treppe hinauf.

Wilisch sah ihm nach und dachte: Wie gut, daß er nicht fünf Minuten früher kam und . . . dem anderen begegnete, als er, tropfnag, aus dem Park hereinschlüpfte. Uebrigens wette ich meinen Kopf, daß es da unten was abgesetzt hat! Mein Leibtag sah ich keinen Menschen so furchtbar wild ausschreien wie diesen Dr. Seifer . . . Furchten hätte man sich können vor ihm!

Klemens Zimmer lagen im linken Flügel des ersten Stockwerkes. Die Gasträume befanden sich rechts.

Als er den Korridor erreicht hatte, der sich hufeisenförmig das ganze Stockwerk entlang zog, wurde er durch einen Raum im rechten Flügel aufmerksam und blieb unwillkürlich stehen.

Jemand hatte eine Tür geschlossen, und kam nun, abgerissene, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, um die Eingang herum.

Er war Arved.

Auf den ersten Blick sah man, daß er sich in großer Aufregung befand. Er ging mit starrem, abweisenden Blick an Klemens vorüber, ohne ihn zu sehen, und stieg die Treppe hinab.

In der Hand hielt er etwas verborgen, das bei gewissen Bewegungen matt aufglühte. Auch jetzt murmelte er unverständliche Worte vor sich hin.

Seine Haltung war scheu, seine Bewegungen hastig und geschnell.

Klemens sah ihm betroffen nach.

Was bedeutete dies seltsame Gebaren? Wohin wollte Arved gehen? Sollte er . . .

Plötzlich schrak er zusammen. Gertrud stand vor ihm, blau, verweint, angstvoll.

„Herr Geerasier“, stammelte sie. Er griff unwillkürlich nach ihrer Hand. Warmes Mitleid wallte in ihm auf. Warum sie nicht Schicksalsgenossen? Und sie wußte es offenbar auch, diese arme, junge Frau, sonst wäre sie wohl nicht so bleich aus . . .

„Willkommen in Manderheit, gnädige Frau! Ich komme erst zurück und wußte nicht, daß Sie uns endlich die Freude gemacht haben, zu kommen!“ sagte er herzlich.

Gertrud achtete gar nicht auf die Worte.

„Haben Sie Arved nicht gesehen?“ fragte sie unruhig.

„Ja. Er ging, knapp ehe Sie kamen, die Treppe hinab.“

„Ich bitte . . .“ Gertruds Stimme bebte vor Angst, „lieber Herr Geerasier, dann gehen Sie ihm nach! — Er ist so sonderbar — und ich habe solch eine wahnsinnige Furcht.“

„Furcht? Worot?“

„Doch . . . doch er sich etwas antun könnte! Er war wie von Sinnen, als er aus dem Park kam! Und — er hat, glaube ich, einen Revolver bei sich . . .“ Gertrud stieß es aufgerufen heraus.

Klemens fragte nichts mehr. Seine kleine Reisetasche, die er noch in der Hand trug, vor sich werfend, eilte er Arved nach.

Der Regen, der nur kurz gewesen war, hatte bereits aufgehört, aber Blitz und Donner wüteten weiter. Als Klemens den Park betrat, glaubte er ganz am Ende desselben zwischen den Bäumen einen hellen, tödlichen Schein zu sehen, der aber dann, durch Baumgruppen verdreht, wieder unsichtbar wurde.

Er hatte auch keine Zeit, darauf zu achten, denn Arved eilte sehr rasch, beinahe laufend, vor ihm her.

Plötzlich, bei einer Biegung erblachte er den brennenden Baum, dessen Schein die Eremitage grell beleuchtete.

Arved lief jetzt in Springen, so daß ihm Klemens kaum folgen konnte. Dann blieb er jährlings stehen und starrte wie verzaubert auf das offene Fenster der Eremitage.